



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : neue Folge : 10.  
Der Drang nach Höherm

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Gewiß holen sie dich wieder zum Könige, sagte der Meister.

Nein, es war ein Telegramm. Und in dem Telegramm stand, daß von London aus die Nachricht eingetroffen sei, der Naturforscher Dr. S. sei vor zehn Tagen am Tropenfieber gestorben. Weitere Nachrichten fehlten. . . .

\* \* \*

Es hat dem berühmten Arzt das Herz gebrochen. Wohl gab er nicht gleich nach: die Pflicht, die ihn durchs Leben geführt hatte, hielt ihn aufrecht. Als er aber merkte, daß das Gift des Schmerzes anfang, seine Einsicht zu trüben und die Hand unsicher zu machen, da faßte er den Entschluß, aus der Hauptstadt wieder in die stille Heimat überzusiedeln, von der er, ein einfacher Mann, einst ausgezogen war. Es war nun genug. Er hatte alles gethan für die Menschheit, Könige kurirt, um der Armen willen die Nächte durchwacht; er hatte auch sein Teuerstes, sein Kind, seinen Stolz dahingegeben. . . .

Als er einzog in die heimatlichen Räume, da stand in einer Ecke des großen Hauptzimmers zwischen Blumen die Viktoria seines Freundes, die der Musiker dort hatte aufstellen lassen.

\* \* \*

In dem Hause ist sie geblieben, die Siegesgöttin der Entfagung. Und die Männer, von denen wir schreiben, tragen die Namen: Schönlein, Meyerbeer, Rauch.



## Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Don Fritz Anders

Neue Folge

### 10. Der Drang nach Höherm



Er alte Johann August Zausch, der nun schon lange tot ist, war seines Zeichens Buchbindermeister gewesen, aber er hatte von jeher einen Drang nach etwas Höherm in seinem Busen getragen. Diesem Drange folgend hatte er seinen Buchbinderladen zu einer „Buchhandlung“ erweitert, in der man Gesangbücher, Schulbücher, Kalender und eine schöne Auswahl von Nerißschen und Hoffmannschen Schriften fand. Laden und Wohnung lagen im ältesten Teile der Stadt. Das Haus war ein großer, schwarz geräucherter Kasten, und der Laden sah aus, wie eben Kramläden aus dem Anfange dieses Jahrhunderts auszufehen pflegen. Ihr kennt sie ja, die breiten, oben flachrunden Thüren — weißgestrichen, mit kleinen Fensterscheiben —, deren eine Hälfte den Eingang bildet, während hinter den Scheiben der andern Hälfte allerlei schöne Dinge aufgehängt sind. Hinter dem Laden befand sich die Buchbinderwerkstatt und dahinter die gute Stube. Laden, Werkstatt und Stube

haben nie einen Sonnenstrahl gesehen und haben darüber ein mürrisches Wesen angenommen, sie haben alle Farbe verloren und sehen grau und braun aus. Und ähnlich ist es auch Johann August Zausch gegangen, der sein Lebtag in diesen Räumen gehaust hat und zuletzt ebenso grau und verwittert aussah wie sein Laden.

Johann August Zausch war auch Musiker, ja sogar Musikus. Er hatte irgendwo auf der Wanderschaft Klarinette gelernt und war später zum Fagott übergegangen. Als Fagottist war er nicht allein ein geschätztes Mitglied des Dilettantenorchesters, er wurde auch in der Stadtkapelle aus Hilfsweise beschäftigt, wenn sein Kollege vom Fagott Posaune oder Horn blasen mußte. Es gehörte zu den großen Augenblicken seines Lebens, wenn er im alten Stadttheater, das nun auch längst verschwunden ist, seinen erhöhten Platz auf dem äußersten linken Flügel angefaßt des gesamten anwesenden Publikums einnahm, seine Lampe hochschraubte und probeweise dem Instrumente wunderbare Töne entlockte. An solchen Abenden kam das Fagott zu ganz besonderer Geltung. Wenn es aber die weiße Dame mit ihren berühmten Fagottsolos gab, so schwamm er in Wonne, und man konnte in der Schulgasse am andern Tage die bedeutamen Fagottstellen, freilich ohne weiteres musikalisches Beiwerk durchs Fenster auf die Straße klingen hören.

Johann August Zausch hatte auch einen Sohn, dem er, seinem Drange nach Höherm folgend, den Namen Feodor gegeben hatte. Als er starb, hinterließ er seinem Feodor freilich keine Reichtümer, dagegen einen Laden, der seinen Mann nährte, sowie drei Fagotts, ein halbes Duzend Klarinetten und ein Waldhorn. Feodor war ein etwas schüchternen Mensch von farblosem Gesichte und strohbleichen Haaren, der wenig redete, aber in seinem Innern den vom Vater ererbten Drang nach etwas Höherm hegte. In diesem Drange entfernte er nach seines Vaters Tode die Werkzeuge aus dem Ladenzimmer und erhob seinen Papier- und Buchladen zu einer Musikalienhandlung, in der die neuesten Lieblingswalzer und Salonstücke, sowie Notenpapier und Violinsaiten zu haben waren, desgleichen alle Musikalien, die man bestellte, vorausgesetzt, daß man vierzehn Tage Geduld hatte. Die Fagotts, die Klarinetten und das Horn vereinigte er mit Hilfe von rosa Seidenband zu einer Gruppe, die er über dem Sofa in der guten Stube anbrachte. Darüber hing er eine Papptafel mit der Inschrift: In memoriam patris optimi. Soviel Latein hatte er nämlich auf dem Gymnasium gelernt.

Ob ihr es nun für wahrscheinlich oder nicht wahrscheinlich haltet, Thatsache ist, daß Feodor auch eine Braut hatte, ein bescheidenes, gutherziges Mädchen. Sie war Stricklehrerin an der Töchterschule und hatte ein Puppenlazarett. Er wie sie waren nicht mehr jung. Als nun der alte Zausch gestorben war, sagte Feodor zu seiner Braut: Linchen, jetzt heiraten wir.

Wenn du meinst, Feodor?

Ja Linchen, jetzt heiraten wir. Aber das Trauerjahr müssen wir abwarten, und inzwischen muß die gute Stube neu tapeziert werden. Auch einen Nähtisch und ein Büffet mußt du haben. Das besorgen wir in diesem Jahre, und zu Ostern heiraten wir.

Linchen war zufrieden. Aber es kam anders, die Fagotts an der Wand und der Drang nach etwas Höherm haben es nicht zugelassen.

Bei der Regulirung des Nachlasses seines Vaters fand sich eine uneinbringliche Forderung von fünfzig Thalern an seinen Fagottkollegen in der Stadtkapelle. Der Kollege, der sein Einkommen in Getränken anzulegen pflegte, hatte nichts weiter als ein altes Spinett. Das nahm Feodor, um wenigstens etwas zu erhalten, in Zahlung an und stellte es in seine gute Stube. Es war früher einmal

ein Prachtstück gewesen, hatte goldne Schnörkel und Verzierungen sowie Malereien auf dem Deckel gehabt, war aber jetzt inwendig und auswendig in übler Verfassung. So konnte das Instrument nicht bleiben, wenn es Linchens gute Stube zieren sollte. Feodor, der von jeher ein Bastelhaus gewesen war, machte sich daran, es auszubessern, was ihm auch mit Aufwand von viel Zeit und Mühe gelang. Das Spinett sah aus wie neu, es hatte alle seine Tasten und Saiten und klang — nun wie ein Spinett klingt. Aber für Feodor waren die klimpernden Tönchen Sphärenmusik, sie gefielen ihm besser als die Klänge des schönsten Blüthnerschen Flügels. Das Spinett hatte ja auch vor dem Blüthner etwas wesentliches voraus, es war alt. Wer je Altertüimer gesammelt oder studirt hat, weiß, welcher geheimnisvolle Zauber im Alter liegt. Feodor schaffte für seine Musikalienhandlung alte Gavotten und Menuetts an, die ihm hernach kein Mensch abkaufte, er konnte stundenlang vor seinem Spinett sitzen und klimpern, er prüfte immer wieder von neuem, wo etwas noch zu bessern war, und verliebte sich in sein Instrument, wie sich sein Vater in sein Jagott verliebt hatte.

Als Ostern kam, war die gute Stube nicht tapeziert, kein Nähtisch, kein Büffet angeschafft, dagegen standen in der guten Stube drei alte Spinetts, ein Clavicymbel und eine Waßgeige von riesigem Maße. Die Ladenstube war wieder zur Werkstatt eingerichtet, in der zahlreiche Werkzeuge die Wände bedeckten, und in der der Leintopf nicht kalt wurde. Es war unmöglich gewesen, die günstige Gelegenheit, jene unschätzbaren Altertüimer zu kaufen, vorübergehen zu lassen. Sie hatten zwar viel Geld gekostet, allein man konnte sich ja einschränken und das Geld nachträglich verdienen. Leider mußte nun die Hochzeit aufgeschoben werden.

Wenn du meinst, Feodor, sagte Linchen.

Ja leider, Linchen, es geht eben nicht anders, aber zu Michaelis heiraten wir. Und wir suchen eine schöne Tapete aus, und du bekommst deinen Nähtisch und dein Büffet.

Linchen wars zufrieden und zog geduldig weiter am Tage in ihre Strickshule, und abends besserte sie ihre Puppen aus.

Michaelis kam, aber an die Hochzeit war nicht zu denken. Denn die Sammlung war so sehr gewachsen, daß für sie im obern Stockwerke des Hinterhauses eine besondere Wohnung gemietet werden mußte. Und das hatte zur Folge gehabt, daß im Laden ein Gehilfe eingestellt werden mußte. Feodor hatte sich nun zwar mit einem Markthelfer begnügt und hatte auch einen glücklichen Griff gethan, denn der Markthelfer fand sich schnell in seine Aufgabe und machte seine Arbeit so gut wie der beste Gehilfe, aber alles das hatte wieder viel Geld gekostet. Die gute Stube war nicht tapeziert, und der Nähtisch und das Büffet waren noch immer nicht angeschafft, und die Hochzeit mußte verschoben werden.

Und Linchen seufzte zwar, aber sie war es zufrieden.

Eine Reihe von Jahren ist seitdem vergangen. Die Sammlung von Feodor Zausch ist ins riesenhafte gewachsen, sie führt den stolzen Namen historisch-musikalisches Museum und füllt eine ganze Etage des Hinterhauses. Wenn man den schattigen Hof überschritten, ein Geruchskonzert von allerlei hinterhäuslichen und gewerblichen Düften genossen und drei enge Treppen erstiegen hat, so kommt man an die geschlossene Thür des Museums, die sich, nachdem man geklingelt hat, unter Harfentönen von selbst aufthut. Man blickt in eine Reihe von Zimmern, die mit alten Instrumenten angefüllt sind. An den Wänden hängen schön gruppiert alte Trompeten und Zinken, Klarinetten, Kauschflöten, Fagotte, Serpente von den wunderbarsten Formen, Lauten, Weigen und Flöten; in den Ecken lehnen Waßgeigen und

Harfen und stehen Kesselpauken, und die Mitte des Zimmers nehmen Clavichmeln, Regale, Spinetts und alte Klaviere ein. In diesem Reiche hauste Feodor Zauch, unermüdblich bessernd, leimend, feilend und arrangierend. Wenn er es nach unsäglicher Mühe soweit gebracht hatte, daß ein altes Regal, das ist eine Zungenstimmenorgel, statt bescheiden zu schweigen, zu quälen anfing, so schwellte ein stolzes Gefühl von Schöpferkraft seine Brust, wie es ein Prophet fühlt, wenn er einen Toten auferweckt hat. Und wenn er seine ganze Sammlung übersah, so konnte er sich mit innerer Befriedigung sagen, daß er Großes geschaffen, daß er eine ganze untergegangne Welt aus dem Staube wieder zusammengesucht habe. Zwar hatten diese alten Instrumente einen sehr fragwürdigen Klang, aber sie waren alt und darum ehr- und bewunderungswürdig; zwar hatten seine Bestrebungen noch nicht die öffentliche Anerkennung gefunden, die sie verdienten, aber das war ja nur eine Frage der Zeit. Es war sein fester Glaube, daß seine Sammlung einst seinen Ruhm verkünden werde. Und so sammelte und reparierte er unermüdblich weiter. Das Leben, das draußen vorüberflutete, klang nur als dumpfes Rollen in seine Welt hinein; Sonnenschein und Regen wechselten, aber ihn umgab immer dasselbe dämmerige Licht, dieselbe kühle Luft; die Blumen blühten und verblühten, im Museum roch es jahraus jahrein nach Lack und Leim. Unten im Laden wirtschaftet der Markthelfer, der inzwischen auch alt geworden ist, und bedient die Kunden mit mehr Geschick, als es Feodor je fertig gebracht hätte. Er ist die Seele des Geschäfts und bringt es in die Höhe, besonders seit er sich auf den Verkauf von Bildern von Balletdamen und andern leichtsinnigem Volke gelegt und einen Handel mit Theaterbillets eröffnet hat, aber alles, alles verschlingt die Sammlung im dritten Stock. Und die gute Stube ist noch immer nicht tapeziert, und die Hochzeit mußte noch immer verschoben werden.

Und Vinchen wars zufrieden. Wenn du meinst, Feodor. Und Vinchen wartete geduldig von Jahr zu Jahr, und die Hochzeit wurde ihr eine Sache, an die man glaubt, wie man ans Ende der Welt glaubt, das ja auch einmal kommen soll.

Der Drang nach Höherm hatte also bei unserm Feodor einen bestimmten Inhalt gefunden, die Sammlung. Was ihn erfüllte war nicht unverständige Sammelwut, es war der Eifer des Forschers. Und was er zusammenkaufte, was er leimte, was er suchte und sichtete war nicht verlorne Mühe, sondern hatte Erfolge. Es gelang ihm ein zwischen Bratsche und Violoncello stehendes gänzlich ausgestorbnes und verloren gegangnes Instrument wieder aufzufinden. Er entdeckte bisher übersehene Vorläufer und Zeitgenossen der Cremoneser Geigenbauer, er brachte in die verwickelte Verwandtschaft der Diefenbachs, auch einer Geigenmacherfamilie, Klarheit, er studierte die Quellen des syntagma musicum des Prätorius. Er konnte es sich ohne Ruhmredigkeit sagen, daß niemand in diesen entlegnen Winkeln der Kulturgeschichte und Kunstgeschichte so gut Bescheid wußte wie er. Freilich mußte er die betäubende Erfahrung machen, daß sich von der jetzt lebenden Menschheit kaum einer für die wichtigen Fragen, die ihn erfüllten, interessirte. Aber das konnte ja nicht so bleiben. Das wichtige, jetzt noch vernachlässigte Gebiet mußte ja zur Geltung kommen, und seinen unermüdblichen Arbeiten konnte doch die Anerkennung nicht ausbleiben. Diese Hoffnung erfüllte ihn gänzlich; und ihr opferte er ohne Bedauern Geld und Gut und Arbeitskraft und Wohlbefinden, opferte er jeden selbstischen Gedanken, auch den Gedanken an die so oft verschobne Heirat. In der Woche hauste er in seinem Museum, am Sonnabend und Sonntag ging er auf Reisen, um alte Instrumente zu entdecken und zu kaufen, kroch er auf

Kirchenböden herum, um nach alten Posauern und Pauken, die man sonst zu den Kirchenmusikern gebraucht hatte, zu forschen, stieg er auf Kirchtürme, um das Inventar des Stadtpfeifers zu revidiren, oder suchte er die Kumpellammern alter Schlösser auf, um zu sehen, ob sich da nicht alte Klaviere oder Harfen fänden. Den bittersten Schmerz bereitete es ihm, wenn er etwas „unschätzbar wertvolles“ gefunden hatte, und man ihm sagte, man verkaufe nicht. Er, der schüchterne Mann, konnte dann, obwohl wiederholt abgewiesen, immer wieder kommen und eine Beharrlichkeit im Reden entwickeln, die man ihm nicht zugetraut hätte. Da stand in einem Schlosse bei Dresden ein altes Klimperkästchen, ein echtes Schröbtersches Klavier, man bedenke, ein von dem Erfinder des Klaviers herrührendes Instrument, vielleicht das älteste aller Hammerklaviere, aber die alte Dame, der es gehörte, wollte sich auf nichts einlassen, sie verkaufte überhaupt nichts.

Wenn nun Feodor am Sonntage zu Hause war, ließ er es sich nicht nehmen, sein Linschen aufzusuchen und am krummen Arme mit etwas altväterischer Galanterie in den Stadtgarten zu führen und ihr Kaffee und Kuchen vorzusetzen. Hier packte er seine Pläne und Hoffnungen aus, und dabei konnte er gewiß sein, eine aufmerksame Zuhörerin zu finden, die es an Geduld und Verständnis nicht fehlen ließ, wenn das Ende vom Liede auch immer wieder war: Linschen, wir müssen noch warten. Aber nächstes Jahr kommt die große Wendung. Es ist schon so gut wie gewiß. Dann kaufen wir uns ein Haus in der Linnéstraße, und du bekommst deinen Nähtisch und dein Büffet, Prachtstücke, die mindestens hundert Jahre alt sein müssen.

Linschen wars zufrieden.

Es war ein großer Augenblick gewesen, als er, erfüllt von den rosigsten Hoffnungen, seinem Linschen die neueste Nummer des Tageblatts vorlegen konnte, worin eine Beschreibung seines Museums enthalten war, die mit der vorwurfsvollen Ermahnung schloß: So etwas gebe es in der Stadt, Museen, um die uns die Hauptstädte Europas beneiden müßten. Es sei darum nicht zu billigen, daß die Bürgerschaft so wenig Interesse zeige. Man möge seine Gleichgiltigkeit überwinden und fleißig das Museum besuchen, man werde staunen. Es hatte viel Mühe gekostet, den Redakteur des Tageblattes von der Wichtigkeit und Nützlichkeit der Sache zu überzeugen, noch mehr Mühe hatte es gemacht, jemand zu finden, der für Geld und gute Worte den Aufsatz fertig brachte, ohne bei der Beschreibung der Nartitäten allzugroßen Unsinn zu schreiben. Endlich war es gelungen. Und endlich hatte es Feodor durchgesetzt, daß sein Museum im Tageskalender der Zeitung unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt aufgeführt wurde. Nun war es „so gut wie gewiß,“ daß die Menschen herzuströmen würden. Die Eintrittsgelder konnten auf Tausende geschätzt werden. Mit diesen Geldern konnte man das Museum in großartiger Weise erweitern. Der Herr Minister müsse doch auch aufmerksam werden und werde gewiß für die Sammlung eine unglaubliche Summe zahlen.

Aber es kam keiner — kein Mensch. Die Klingel und die Harfentöne an der Thür blieben stumm von früh bis zum Abend. Ab und zu kam einmal ein Fremder, ein gewissenhafter Tourist, eine englische Familie, die die Sehenswürdigkeiten der Stadt methodisch „absuchten“ und die Sammlung mit demselben Interesse beaugenscheinigten wie das Schlachthaus oder eine Folterkammer. Und den Minister oder sonst eine Behörde zu interessieren wollte trotz wiederholter Schreiben und Zeitungsartikel nicht gelingen. Oft wechselten die Aussichten, oft war es „so gut wie gewiß,“ daß das Museum seine Würdigung finde, zuletzt wars aber wieder

und wieder nichts. Und darüber verging Jahr auf Jahr; Linchen hatte graue Haare bekommen, und Feodor, der sich nie durch blühende Farbe ausgezeichnet hatte, war ganz verschossen und vergilbt geworden.

Endlich gelang der große Wurf aber doch. Der Minister zeigte sich geneigt, die Sammlung für das Landesmuseum zu erwerben, und machte ein Angebot; aber die Verhandlungen zogen sich endlos in die Länge. Das Ergebnis war, daß sich der Handel zerschlug. Denn Feodor konnte sich nicht entschließen, sich von seinem Schätze, an dem er sein Leben lang gesammelt hatte, zu trennen. Der Herr Minister hätte Feodor Zausch mit kaufen müssen, und das war ihm denn doch zu teuer.

Schadet nichts, Linchen, sagte Feodor, so warten wir noch ein Jahr.

Wenn du meinst, Feodor.

Die Sammlung war auch noch nicht vollständig. Du mußt doch zugeben, daß sie noch große Lücken hat. Vor allem fehlt noch das Schrödersche Hammerklavier. Erst wenn dieses Klavier darin ist, kann sich das Museum überall sehen lassen. Wir können dann auch einen viel höhern Preis fordern. Weißt du, ewig wird ja die alte Dame in Schloß Krieschwitz doch nicht leben.

Aber sie lebte noch lange.

Es war in einem sehr unfreundlichen Februar, als Feodor erfuhr, daß die alte Dame tot sei, und daß die Erben demnächst die Erbschaft teilen würden. Hier war Gefahr im Verzug. Obgleich kaum von einem Influenza-Anfalle genesen, machte sich Feodor auf den Weg, reiste nach Krieschwitz und kaufte das Instrument, dessen antiquarischen Wert niemand kannte, für einen Spottpreis. Er hätte ohne Murren das zehnfache dafür gegeben. Darauf packte er seinen kostbaren Schatz in eine Kiste, um ihn sich nachsenden zu lassen, und kam frohschüttelnd spät abends heim. Noch an demselben Abend stieg er mit einem Lichte in der Hand hinauf in sein Museum und sah sich den Platz an, wo das Hammerklavier stehen sollte. Darauf legte er sich mit innerer Befriedigung zu Bett — und stand nicht wieder auf. Linchen pflegte ihren Feodor, sie saß an seinem Bette und hatte seine Hand in der ihren. Der Kranke warf sich unruhig hin und her. Offenbar quälte ihn etwas, aber er konnte es in seinem Fieber nicht festhalten und aussprechen. Als er gegen Morgen etwas ruhiger geworden war, hob er den Kopf und sah um sich.

Linchen, sagte er, Linchen, bist du hier?

Ja, mein Feodor.

Linchen, das Hammerklavier. Es steht gewiß auf dem Bahnhofe im Regen.

Aber es regnet ja gar nicht.

Linchen, das Hammerklavier, daß nur das Hammerklavier unbeschädigt hereinkommt.

Sei nur stille, Feodor, wir werden es gleich am Morgen holen lassen. — Aber es dauerte noch Tage und Stunden, ehe der Kollwagen vorfuhr, ehe man die Kiste ab lud und sie unter dem Fenster des Kranken vorüber ins Museum trug. Der Kranke, mit dem es schon zu Ende ging, lebte noch einmal auf und verfolgte, auf die schweren Tritte der Männer horchend, in Gedanken den Transport.

So, sagte er, so, so, immer nur vorsichtig, und fest anfassen. So, nun niedersetzen. Aber sachte. So! Gott sei Dank. Bist du hier, Linchen.

Ja, Feodor.

Siehst du, Linchen, jetzt ist die Sammlung vollständig. Nun können wir heiraten. Und du sollst deinen Nähtisch haben und eine neue Tapete — eine Tapete — eine Tapete — Das waren seine letzten Worte.

Raum war er tot, so kamen die entfernten Verwandten an, um den Verstorbnen und seine Hinterlassenschaft in Besitz zu nehmen. Man setzte in die Zeitung einen fettgedruckten Nachruf und bestellte ein Begräbniß erster Klasse. Der Herr Archidiaconus, der die Trauerrede hielt, beschränkte sich, weil er von Feodor Zausch nicht viel in Erfahrung bringen konnte und mit dem, was er erfuhr, nicht viel anzufangen wußte, auf etliche altbewährte Gemeinplätze, und man ging wohlgetröstet nach Hause. Schleunigst wurde die Musikalienhandlung und das Museum verkauft. Der Ertrag des Sammeleifers eines ganzen Lebens flog an einem einzigen Auktionstage in alle Welt, etliches nach Rußland, etliches nach Amerika, aber das meiste kam nach England, wo es ein steifer, Antiquitäten sammelnder Lord in einem seiner Schlösser begrub.

An Feodor Zausch dachte kein Mensch mehr, außer Linchen, die getreulich an den Nachmittagen, an denen sie sonst mit ihrem Feodor im Stadtgarten Kaffee getrunken und Kuchen gegessen hatte, zum Kirchhofe hinausging und sich an sein Grab setzte, häkelte und ihren Gedanken nachhing. Ein Gedanke war es, der ihr immer klarer vor die Seele trat: Wenn alle die alten Fagotts und Waszgeigen da unten im Grabe lägen statt ihres Feodors, oder wenn sie nie aus dem Staube zusammengesucht worden wären, die Welt würde um nichts ärmer, sie aber um vieles reicher geworden sein.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zenseitiges. Vieles leidenschaftlicher Kampf gegen die „Hinterweltler“ ist ein Schlag ins Wasser gewesen. Raum zu irgend einer andern Zeit sind die Menschen in den Mußestunden, die ihnen die Balgerei und Plackerei um Brot und Geld frei läßt, so erpicht darauf gewesen, zu ergrübeln, was eigentlich hinter der Welt der Erscheinungen steckt. Aus dem Haufen neuer Bücher, die dieser Grübelelei gewidmet sind, fischen wir ein paar Proben heraus. Karl August\*) und C. A. Friedrich\*\*) greifen beide dem Weltwesen an die Nieren und fassen es physikalisch an; jener konstruirt die Welt als ein System von Druck und Gegen- druck, dieser als einen Strom vom Centrum ausgehenden und als einen Gegenstrom zurückkehrenden Lebens. Mit Hilfe seines Mechanismus spinnt jeder von beiden aus dem Weltwesen die Welt und die Menschheit samt Kunst und Wissenschaft, Religion und Sittlichkeit und Politik heraus. Natürlich spinnt jeder nur heraus, was er vorher hineingewickelt hat. Und so bekommt der zweite einen persönlichen Gott (er geht, wie wir, von der Überzeugung aus, daß die Ursache die Wirkung enthalten, also größer und vollkommener sein müßte als diese, daß also der bewußte Geist nicht aus einem unbewußten und noch weniger aus der Materie stammen könne), während August nicht recht zu wissen scheint, ob er seinen Gott bewußt oder unbewußt nennen soll. Er führt für die „Weltbausteine“ die neue Bezeichnung

\*) Die Welt und ihre Umgebung, bei Paul Zillmann, Berlin-Zehlendorf, 1897.

\*\*) Die Weltanschauung eines modernen Christen, Leipzig, Wihl. Friedrich, 1897.